

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 99 (1973)
Heft: 10

Artikel: Wie geht's?
Autor: Heisch, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-511612>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie geht's?

Man kann ja wirklich nicht vorsichtig genug sein. Wie oft redet man leichtsinnigerweise so etwas dahin, ohne weiter zu überlegen, welche Folgen das nach sich ziehen wird. Wer hätte es auch für möglich gehalten, daß die scheinbar belanglose Frage: «Wie geht's?», die man doch eher gedankenlos an seine Mitmenschen richtet, unter Umständen sogar lebensgefährlich sein könnte? Zum Glück gehen die meisten Leute auf diese Floskel überhaupt nicht ein und lassen das höfliche Interesse um ihr Wohlergehen bei einem ebenso knappen «Danke, gut», bewenden. Das ist tatsächlich gut so; denn dadurch wird weit Schlimmeres verhütet.

Dreimal wehe aber, wenn sich eine solchermaßen angesprochene Person nicht an die Spielregel hält und das Wort partout beim Wort nimmt! Dann allerdings ist es unvermeidlich, daß der Fluch in hundertfachem Ausmaß auf den Fragesteller zurückfällt.

Mir ging es nicht anders, als ich vor kurzem Frau Schnätterli in der Stadt traf. Frau Schnätterli, das muß ich vorausschicken, kenne ich genauso wenig wie die meisten Menschen sich selbst. Wenn ich mich recht entsinne, ist sie ein bißchen mit einer entfernten Verwandten meiner Frau befreundet. Eine flüchtige Bekannte also, vor der ich am besten auch gleich die Flucht ergriffen hätte. Aber in einem Anflug von guter Laune und pflichtschuldiger Fürsorglichkeit dachte ich an nichts Böses, fragte Frau Schnätterli: «Wie geht's?» und wollte weiter meines Weg's gehen.

Doch so ungeschoren kam ich bei Frau Schnätterli nicht davon. Zu meiner unangenehmen Ueberraschung antwortete sie auf meine Frage weder «danke, gut» noch «soso – lala», wie man das üblicherweise gewohnt ist. Vielmehr holte sie tief Luft, verdrehte die Augen und meinte: «Ach, wissen

Sie, man ist ja schon froh, wenn man morgens wenigstens aus dem Bett kann.»

Das war eine so allgemeingültige Feststellung über die menschliche Hinfälligkeit, der man sich unmöglich ohne weiteres entziehen konnte.

«Wieso?», fragte ich teilnahmsvoll, «waren Sie denn krank?»

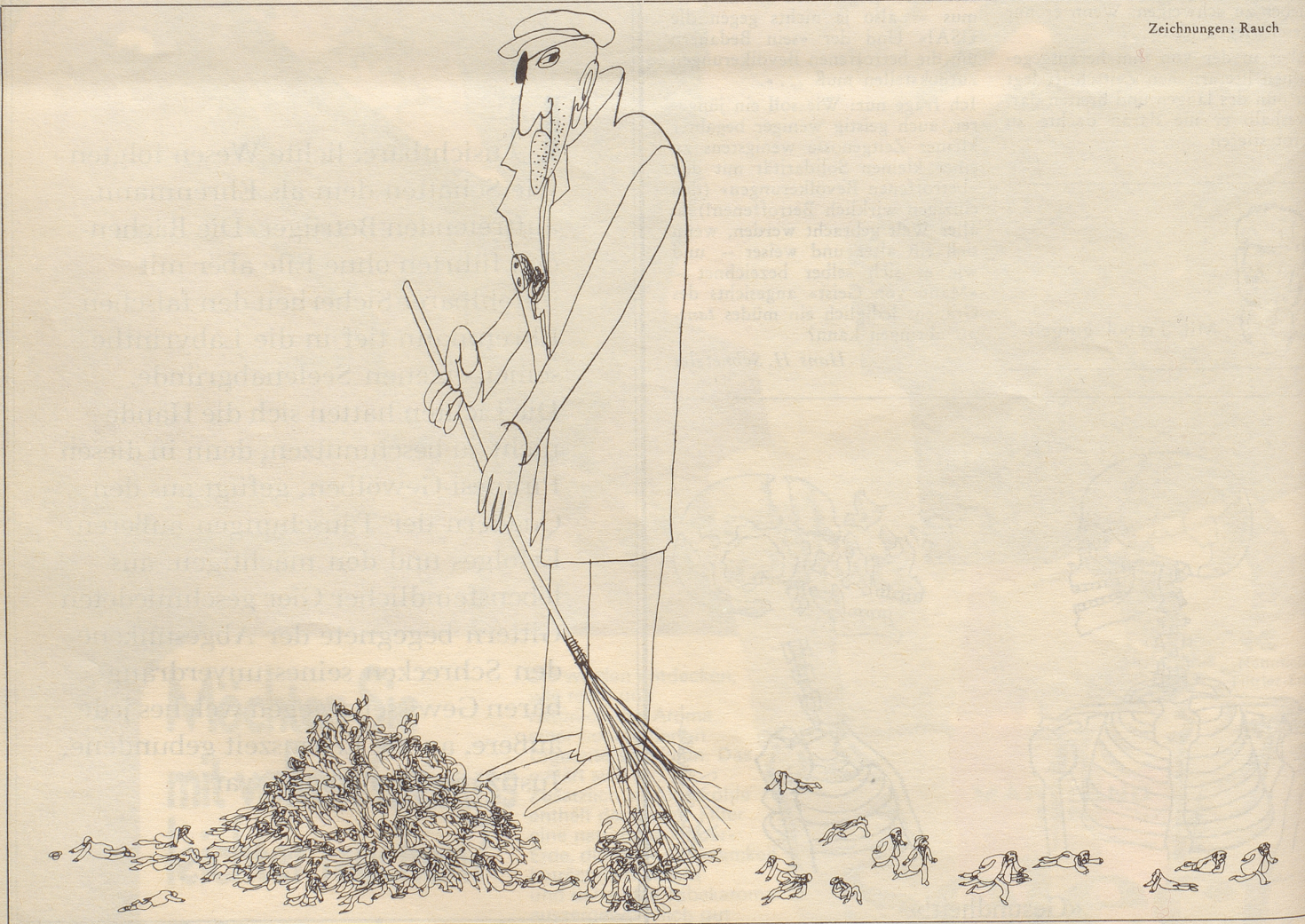
«Krank?», stieß Frau Schnätterli spitz hervor, «krank ist gar kein Ausdruck für das, was ich in der letzten Zeit alles durchgemacht habe!»

Mein Gott, die Aermste. Nun bemerkte ich erst, wie blaß und eingefallen sie aussah. Sie war zwar schon von jeher, solange sie mir hin und wieder begegnete, dürr und hager. Aber diesmal schien sie mir noch hagerer, ausgesprochen abgezehrt. Mein Mitleid war geweckt. Unter diesen Umständen durfte ich Frau Schnätterli selbstverständlich nicht ungehört ihren Leiden überlassen.

«Was Sie nicht sagen, Frau Schnätterli! Wo fehlt's denn immer?»

«Ueberall und nirgendwo!» Sie machte eine bezeichnende Handbewegung, die sowohl Kopf als auch Hinterteil in das Krankheitsgeschehen miteinbezog. «Die Aerzte, bei denen ich schon in Behandlung war, stehen vor einem Rätsel. Angefangen hat es damit, daß mir abends beim Schlafengehen regelmäßig schwarz vor den Augen wurde, sobald ich das Licht löschte. Dann bekam ich solche Wallungen, verstehen Sie? Das Blut schoß mir zum Kopf, aus den Füßen, die die ganze Nacht hindurch kalt blieben und mich wach hielten. Am Morgen war ich immer wie gerädert. Eine Zeitlang hat mir das «Sanodolvanin» geholfen, welches mir Dr. Heller verschrieben hat. Später hatte ich diese wahnsinnigen Schmerzen in den Gelenken, hauptsächlich morgens nach dem Aufstehen. Mich wundert's allerdings nicht. Das

Zeichnungen: Rauch



kommt von der Kälte, der ich jeden Winter ausgesetzt bin. Wenn ich doch einmal etwas länger im warmen Bett liegenbleiben könnte. Aber das halt ich nicht aus. Ich muß zeitig raus aus den Federn, so wie ich das von Jugend auf gewohnt bin. Dr. Hürrlimann, der mir das «Indomilgal» gegeben hat, meinte auch, ich sei eine Roßnatur. Da ist was Wahres dran. Nur meinem Willen und meiner Energie habe ich es zu verdanken, daß ich dem Totengräber noch einmal von der Schaufel hüpfen konnte.»

«Ah», sagte ich, um auch einmal etwas zu sagen, «dann sind Sie also nicht mehr bei Dr. Heller in Behandlung?»

«Nein, können Sie denken», fauchte Frau Schnätterli, «nachdem ich erfahren hatte, daß er bei einer Patientin eine Blinddarmentzündung als Eileiterschwangerschaft diagnostiziert haben soll, wußte ich, was von dem zu halten war. Ueberhaupt: gehen Sie mir weg mit den Aerzten! Die haben mich erst richtig verpfuscht...»

Frau Schnätterli verbreitete sich in einer längeren, mehrere Minuten dauernden Tirade über ihre negativen Erfahrungen mit der Aerzteschaft. Ich muß gestehen, daß ich ihr bereits nicht mehr zu folgen vermochte.

Es war ein düsterer Tag. Die Wolken hingen tief über den Dächern, und es begann zu regnen. Aber Frau Schnätterli stand unerschütterlich da und berichtete aus ihrer Krankheitsgeschichte.

«Also ehrlich gesagt, ich hätte nicht geglaubt, daß ich jemals wieder auf die Beine käme», meinte sie. «Jetzt geht's ein klein wenig besser, obwohl ich mich noch immer sehr, sehr schwach fühle. Es will schon überhaupt etwas heißen, daß ich jede Woche einmal ins Spital zur Untersuchung krabbseln kann. Dort machen sie mir den Quick», setzte sie voll Stolz hinzu.

«Den Quick?», fragte ich verdutzt; denn ich hatte keine Ahnung, was das bedeuten sollte. Sicher etwas Unerquickliches, zumindest für mich.

«Ja, sehen Sie», sagte Frau Schnätterli und begann in ihrem Handtäschchen zu kramen, aus dem sie eine Art Rabattbüchlein zum Vorschein brachte und mir unter die Nase hielt.

«Letzte Woche hatte ich 182, vorletzte 178, vor vier Wochen ist er bis auf 170 abgesunken, dann stieg er plötzlich wieder an...»

Ich hatte an jenem Tag gut gegessen und ausgiebig geschlafen, war also in guter körperlicher Verfas-

sung. Trotzdem merkte ich, wie mir langsam mulmig wurde. Die Kälte kroch mir an den Beinen hoch; das Regenwasser tropfte mir vom Nacken hinab in den Kragen. Frau Schnätterlis grauer Haarberg war ganz aufgeweicht. Sie kümmernte sich nicht darum; denn sie hatte mir ja noch nicht erzählt, daß sie überdies schwer herzleidend sei und von Zeit zu Zeit Gallenkoliken bekäme.

Ich trat bereits ungeduldig von einem Fuß auf den andern und sann mir einige Fluchtmöglichkeiten aus. Alles zwecklos. Frau Schnätterli bot mir nicht die geringste Chance, sie zu verwirklichen.

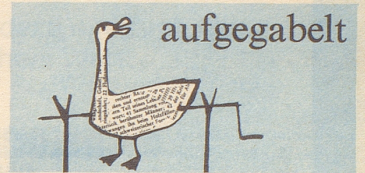
«Und wissen Sie, als ich damals Brechdurchfall hatte...», hörte ich sie noch sagen. Da begann ich mit den Zähnen zu klappern. Meine Knie schlotterten, wurden weicher, weicher, immer weicher. Plötzlich schwanden mir die Sinne.

Als ich die Augen wieder aufschlug, sah ich mich in weiße Kissen gebettet. Neben mir auf dem Stuhl saß – Frau Schnätterli und schüttelte mißbilligend den Kopf.

«Also wissen Sie, was sind denn das für Sachen!», tadelte sie mit Maßen. «Bei Ihrer Einlieferung ins Spital hab' ich mich derart aufgeregt, daß mein Quick auf 190

hinaufgeschneilt ist. Dr. Obermüller mußte mir sofort eine Spritze geben.»

«Entschuldigen Sie vielmals, Frau Schnätterli. So etwas soll bestimmt nicht wieder vorkommen», versicherte ich mit belegter Stimme und sank abermals in Ohnmacht.



Seit manchem Jahrzehnt an zwei Tagen – neuerdings an drei – jeder in Basel zu jedem anderen «Du» sagt. Nämlich an der Fasnacht (in Basel ohne t geschrieben, also nicht Fastnacht). An diesen Tagen duzt der jüngste Lehrling den beständigen Verwaltungsratspräsidenten, und umgekehrt. Und nach der Fasnacht hört das ganz selbstverständlich, und ohne jede Nachwehen, wieder auf. Aber es hat stattgefunden, und das ist heilsam für den demokratischen Geist.

Neuer Basler Stadtführer

